JOSEF STOLLREITER

DAS LIED VON DER TREUE



43

BISCHOF & KLEIN-VERLAG



Das Lied von der Treue

Erzählung aus der Gotenzeit

von

J o s e f   S t o l l r e i t e r



Kleins Buch- und Kunstverlag GmbH, vorm. Bischof & Klein
Lengerich (Westf)

Der Gote Athiaulf trat tiefatmend aus dem Portale der römischen Villa am Rande der schlafenden Stadt Volsinii, die sich malerisch um den Nordrand des gleichnamigen Sees schmiegte. Er liebte die üppigen Gelage nicht, wie sie die Italiker bei schäumendem Glutwein und schweren, überwürzten Speisen feierten, und suchte dann unbemerkt immer den Weg ins Freie unter dem hohen, zauberhaft gestirnten Himmel Etruriens. Mit besonderer Hingerissenheit flog sein Auge heute über die stillen, kristallklaren Wasser des von waldreichen Bergen und Hügeln umschlossenen Sees, in dessen Fluten die goldenen Lichter der Unendlichkeit sich wundersam spiegelten. Aber auch mit besonderer Bitternis empfand er heute, daß die Goten niemals die Heiterkeit dieses römischen Volkes gewinnen würden, daß sie niemals ihr Inneres so zu verstecken und so hinter jeder Geste, hinter jedem Augenaufschlage sich selber zu verbergen vermöchten, weil Goten und Römer für alle Zeiten unvereinbare Gegensätze sind und sein müssen nach einem unvergänglichen Naturgesetz. Er stieg die Stufen der breiten Marmortreppe hinunter und trat in den Park, der die Villa des gastlichen Römers weit umschloß und von einem schwellenden, von marmorenen Säulen gekrönten Hügel einen mächtigen Rundblick bot. Der Lärm der Gäste, der wilde, üppige Schmelz der Musik, die Jubelrufe drangen wie aus tiefster Versunkenheit zu ihm herauf und bewogen ihn über die schweren und bitteren Wege, die das Heldenvolk der Goten seit gut zwei Jahrzehnten schreiten und in unaufhörlichen Kämpfen Blut, Ströme von Blut vergießen mußte.

Theoderich, der Große, der gewaltige Ostgote, vor dessen Weisheit und Klarheit sich das Morgen- wie das Abendland bewundernd neigten, war kurz vor Anbruch dieser Not- und Beilzeit zu den Toten gegangen. Zu Ravenna, in dem mächtigen Grabmale lag er für die Ewigkeit gebettet, und keiner der Nachfolgekönige hatte das Gotenreich in Italien halten können. Amalawintha, die so stolze und schöne Tochter des großen Theoderich zerbrach und verging, Theodahad hatte es an die Römer verraten und der unglückliche Witticho verlor völlig den Boden unter den Füßen.

Wohl war es dem „Sonnigen Totila", dem jetzigen Gotenkönige gelungen, Italien in einem Zuge bis an das blaue Südmeer wieder zu erobern und seinen sieghaften Speer nach der Väter Art besitzergreifend über die leuchtenden Fluten des Jonischen wie des Tyrrhenischen Meeres zu schleudern, doch die vom Schicksal mit Weibern und Kindern rastlos durch das ganze Italien gejagten Goten hätten mindestens ein Menschenalter Ruhe gebraucht, um wieder atmen zu lernen, sich wieder an das Leben auf dieser himmlischen Erde zu gewöhnen und den Nachwuchs so zu erziehen, wie es das Reich in Not und Glanz und im Strome der Zeiten erforderte.

Athiaulf verließ den Hügel und stieg wieder hinab. Tiefer und tiefer schritt er in den rauschenden, verbuschten Park, darin der Lorbeer duftete und die Goldorangen glühten. Betäubend schön und betäubend gefährlich war dieses Land! Wie jeder Gote liebte und verehrte er dieses Italien bis zur Verzweiflung, und das ungeheure Weh der Besten seines Volkes beschlich auch sein Herz.

Da stand er plötzlich unter blühenden Büschen einer stolzen, hochgewachsenen und herrlichen Römerin gegenüber, die das alte Rom in Wuchs und Antlitz, in ihrem ganzen Wesen und Denken verkörperte.

Athiaulf neigte sich grüßend vor ihr.

„Du hier in Volsinii?" frug er. „Auf dem Feste dort in der Villa Falterona habe ich Dich nicht gesehen!"

Die schwarzen Augen der Römerin glühten wie geschmolzenes Gold.

„Wo Verrat und Niedertracht lauern — kann Claudia di Boscoreale nicht atmen!"

„Ich verstehe dich nicht, edle Claudia! Graf Falterona ist der treueste Freund der Goten!"

„Ich weiß es!" entgegnete Claudia. „Die Goten — so sagt er sich — reiten mit Wonnen über die Regenbogenbrücke gen Walhall. Dieser Freude will er Euch teilhaftig machen, wo immer er dies auch vermag!"

Athiaulf trat einen Schritt zurück.

„Das kann nicht sein!" rief er. „Wo Dein Fuß wandelt, wo Du weilst, sind die Lüfte rein und erfüllt vom Glanze unwandelbarer Treue! Deine Anwesenheit weiht dieses Fest zum Hohelied der Treue!"

„Du hast Dich nicht gewandelt, Gote Athiaulf! Laß mich Dir sagen, daß mich diese Unwandelbarkeit des Glaubens an das Edle und Gute im Menschen immer wieder in deine Nähe treibt, obwohl zwischen

Goten und Italikern kein Band des Herzens sein kann! — Meidet die Feste der Italiker, ihr Goten! Rauschende Feste der Römer sind nichts für Euch! Ihr könnt nur in der großen, erhabenen Stille der Natur wieder wachsen und die wilden Kräfte sammeln, deren ein Volk, wie das der Goten, unerläßlich bedarf! Vergiß nicht, daß das Gotenreich auf einem Vulkan erbaut ist!"

„König Totila hat uns das Gotenreich bis zum blauen Südmeere wieder erobert, und das Volk der Italiker jauchzt ihm begeistert zu!"

Claudia sah ihn groß an.

„Athiaulf!" sagte sie. „Du hast mir einmal das Leben gerettet, obwohl die Meinen gegen Dich ritten in rasendem Streite. Es ist nichts zwischen uns und es darf auch nichts sein, wenn wir uns nicht verlieren und sein wollen, wie die vielen! Aber die Treue will ich Dir halten, wie Du sie mir halten wirst, weil Du ein Gote bist! — Leb' wohl — und sei auf der Hut, wo Du auch sein magst!"

Ehe Athiaulf sich recht fassen konnte, war Claudia im dichten Gebüsche verschwunden. Er rief ihr nicht nach, er eilte ihr nicht nach, ihr Stolz hätte dies nicht ertragen und sie wäre nie mehr vor seinen Augen aufgetaucht. Eine Welt von Gedanken umflutete ihn. Eine große Zeit, die Zeit, in der er lebte! Um Claudia di Boscoreale war der stolze, ernste und doch bestrickende Genius dieser Zeit. Auch ihr hatten die Kämpfe dieser rasenden Zeit die Heimat geraubt. Der Sitz ihrer Väter lag in Schutt und Asche, ihre Brüder deckten irgendwo das Blachfeld. Ihre ganze Sippe war dahin.

Der im Unterbewußtsein immer aufmerksame Blick des narbenbedeckten Goten wurde auf einmal unruhig. Er hatte irgendetwas aufgenommen, das sich fremd, feindlich vielleicht, in die Landschaft fügen mußte. Er spähte scharf und angestrengt umher, entdeckte aber nichts. Doch weil er sich unbedingt auf sein Gefühl verlassen konnte, das ihn noch nie in all den schlachtenreichen Jahren betrogen hatte, blieb sein Blick endlich nach ruhelosem Forschen und Tasten auf den zitternden Lichtern der Sterne haften, die zwischen dem dunkeln Gezweige der hohen Bergwälder sich zu verstecken schienen. Eines dieser namenlosen Lichter hatte einen leicht-grünen Schimmer, und es schien, als stiege ein feiner Rauch hinter ihm empor. Ein Rauch, den Athiaulf eigentlich mehr ahnte, mehr fühlte, als sah. Aber sein Blick umspannte wie

gebannt jenen Stern, und auf einmal wollte es ihn scheinen, als würde sein Licht wie eine grüne Fackel im Kreise bewegt und geschwungen.

Während er noch den Gedanken einer Täuschung der Sinne in seinem von Claudias jähem Erscheinen tiefaufgewühlten und von wilder Seligkeit, wie von ernster Bitternis überfluteten Hirn erwog, wurde das grüne Feuer dort zwischen den dunkeln Stämmen ein zweites Mal geschwungen. Zugleich vernahm er ein rasches, scharfes Geräusch in der Krone einer mächtigen Steineiche, deren Stamm hart neben der Säule, an deren kalten Marmor gelehnt der Gote stand, in die silbrige Nacht emporwuchs. Athiaulf wandte den Blick nicht, er lauschte nur, von plötzlicher Unruhe gepackt, mit geschärften Sinnen. Ein drittes Mal wurde die grüne Fackel, die sich so geflissentlich, so raffiniert als Stern ausgab, noch deutlicher als vorher im Kreise geschwungen, dann sank sie, wie es schien, ins Nichts. Eine aufstoßende Wolke dunkeln Qualms aber bewies, daß man sie nun ausgetreten hatte. Im selben Atemzuge rauschte und rüttelte es in den Gezweigen der Steineiche und ein Mann rutschte hastig an dem mächtigen Stamm herab.

Ein Grieche. Ein feiler, glatter Byzantiner.

Mit einem Sprunge stand Athiaulf neben dem Burschen und umkrallte mit stählener Faust seine Kehle.

Eine wilde Ahnung stieg in der Brust des Goten auf.

„Was bedeutete das Schwingen der grünen Fackel dort draußen? Du hast darauf gewartet, Schurke! Dort oben in den Zweigen der Steineiche! Ich weiß es!"

Der Grieche wand sich in den harten Fäusten und schüttelte nur krampfhaft den Kopf.

„Du stirbst, wenn Du nur wagst einen Schrei auszustoßen!" drohte Athiaulf. „Ich weiß, was dieses Zeichen bedeutet, byzantinischer Schurke. Es schreit Gotenverfolgung ins Land! Gotenverfolgung, wie sie schon einmal durch ganz Italien tobte. Aber wir Goten schlafen nicht mehr. Der Geist des großen Theoderich flammt in uns!"

Athiaulf riß den Griechen mit wilder Gewalt empor, wirbelte ihn wie ein Wurfgeschoß und schleuderte den sich windenden Körper in die Tiefe, daß er zerschmettert liegen blieb. Dann stürmte er selbst mit geschwungenem Schwerte hinunter, vorüber an dunkeln, schleichenden Gestalten, die vor ihm zurückzuckten wie feiges Gewürm, brach das



bereits geschlossene und verrammelte Portal der Römervilla mit dem Knauf der Waffe auf und schrie mit gewaltiger Stimme, die wie Orkanbrüllen tobte und den Musikanten die Instrumente von den Lippen riß, in den Wirbel der Gäste:

„Goten heraus!! Zu den Waffen, Goten!!! Zu den Waffen, Söhne aus dem Blute Walamers, Widomars und Theodomers!! Gotenmord rast wieder über Italien!!!"

Ein ungeheurer Aufruhr tobte durch alle Räume. Mit gewaltigen Sätzen jagten die Goten aus den Sälen und stürmten, gleich aufgestachelten Löwen ins Freie. Da spiegelten sich in den Fluten des stillen Sees bereits die Brände der weitverstreuten Höfe und Sitze der Goten, schrillten die Schlachtrufe der aus dem Schlummer gerissenen Gotenfrauen, die sich heldenhaft wehrten gegen die feigen Angriffe der Byzantiner und Italiker, wild durch die flammengerötete Nacht.

Rasend jagten die Gotenstreiter durch die Straßen, hieben die sich ihnen entgegenwerfenden Mordbuben und Brandstifter wie Spreu zu-

sammen, sprangen durch die Flammen, rännten ganze Rudel byzantinischen Gezüchts, darunter sich auch Hunnen in Raub- und Blutgier wälzten, nieder und rissen die Brände in Fetzen, daß diese den Anstiftern wie feuriger Hagel um die Köpfe flatterten. Von Kampfgeschrei widerhallte die Nacht und Hunderte bezahlten die im letzten Augenblicke glücklich vereitelte Niedermetzelung der Goten, die beim Schmause in den Villen der Reichen abgeschlachtet und verbrannt werden sollten, mit dem Leben. Brand und Tod rasten in wilder Kette um den jäh aufschäumenden See von Volsinii.

Erschüttert lehnte Athiaulf noch einmal an der kalten Marmorsäule, von der aus er die grüne Fackel erspäht hatte. Wie unfaßbar war dies alles für eines Goten Sinn! Eben noch hatten diese Italiker die Goten mit schäumendem Jubel als die strahlenden Befreier aus der harten und unbarmherzigen Zinsknechtschaft der Byzantiner begrüßt und gleich gottgesegneten Errettern aus bitterster Herzens- und Seelennot in ihre weitausgebreiteten Arme gerissen — und heute schon rasten sie wieder in Gotenverfolgung und Gotenmord. — Was will dieses Volk das durch ein Jahrhunderte währendes Leben und Schwelgen in Pracht und Glanz und Üppigkeit die Kraft, sich selbst zu regieren, verloren hat — und — so oder so — sich unter fremde Herrschaft beugen und von fremden Söldnern verteidigen lassen muß?! Undankbarkeit ist seine stärkste Leidenschaft — Wankelmut die nächste! So wird dieses unselige Land in all seiner unbeschreiblichen Schönheit, in seiner niederblendenden Herrlichkeit von Hand zu Hand gehen und immer ein Spielball werden für fremde Völker, die nach Sonne und blauem Himmel, nach Südlandfrüchten und Südlandsternen — oder auch nur nach Macht und Besitz verlangen.

Einige Augenblicke später sprang er wieder in den Sattel, von einer Anzahl Goten umgeben, um den See zu jagen, in dessen Wassern sich die Flammen der brennenden Gotenniederlassungen noch immer schauerlich spiegelten. In den meisten Fällen hatten die Mordbrenner und Frauenschänder hunnischer Herkunft schon die Flucht vorgezogen, wenn die Rächer nur von weitem sichtbar wurden. So gelang es den Goten viele Male, die Frauen und Kinder den Klauen der Mordbrenner und Aufrührer zu entreißen und in Sicherheit zu bringen. Manche aber hatten sich selbst den Tod gegeben, um nicht von dem gelben Gezücht der Hunnen, deren Grausamkeit die Goten noch aus den Steppen der frü-

heren, alten Heimat in den Räumen von der Weichsel bis zum Ural her kannten, geschändet, entweiht und besudelt zu werden.

Plötzlich stieß Athiaulf auf einen Hunnenführer, der obwohl schwer verwundet und zu Tode getroffen, frohlockend sich aus seinem Blute emporreckte und ihm entgegenschrie:

„Nie wirst Du sie mehr sehen, Gote! Sie haben sie eingefangen, die stolze Römerin, die lieber die Goten warnte, als sich auf die Seite der Befreier zu schlagen! Dir hat sie alles verraten! Wir wissen es wohl und wir werden es nie vergessen!" Er lachte schauerlich auf. „Sie wird es zu bezahlen haben, und wenn sie sich auch an den Goten Athiaulf nicht verlieren wollte, die Unseren fragen mit keinem Gedanken nach ihrem römischen Hochmut, den wir verächtlich mit Füßen treten!"

Athiaulf gerann das Blut im Herzen. Er kannte die Grausamkeit und den Erfindergeist dieser Horden, wenn es galt Frauen zu schänden und bestialisch zu Tode zu quälen. In heißer Erregung sprang er aus dem Sattel, riß den Hunnen empor und frug, wahnsinnige Wut in den glühenden Augen:

„In welcher Richtung sind sie davon?!"

Der Hunne starrte ihn erschrocken an, und obwohl jäher Triumph in seinen in letzter Glut flackernden Augen auflohte, obwohl seine Rechte eine falsche Richtung weisen wollte, gab er doch, von unbegreiflicher Furcht vor der letzten Lüge überwältigt, den Fluchtweg, den die Hunnen eingeschlagen hatten, an und wies gegen Süden.

„Dort in die Hügel und Wälder!" ächzte er. „Nicht eine Welt von Teufeln holt sie mehr ein, und selbst wenn ihr Goten den Teufeln die Hölle unter den Füßen fortreißen könntet, das Weib, das stolze, wilde, findest Du lebend nicht mehr!!"

Athiaulf, überzeugt, daß der Hunne nicht log, ließ ihn in sein Blut zurücksinken. Im Grunde hatten auch die Hunnen seit Menschenaltern keine Heimat mehr und mußten in der Welt der ewigen Fremde verflattern und verkommen. Wozu diese Gedanken? Wozu? In den Sattel, Gote! In den Sattel, und mit verhängtem Zügel davon! Groß und gewaltig griff der Rappe aus. Tote und Verwundete, Griechen, Hunnen, Perser, Steppenvölker aller Arten, auch Goten darunter, säumten seinen Weg. Brennende Häuser flogen vorbei gleich Fackeln, die der Gott oder Dämon des Aufruhrs in die Nacht schleuderte, die Welt aus den Angeln zu werfen. Wälder lohten, daß die Baumriesen ragten wie ge-

waltige Kerzen. Ein Flammenrausch von wilder Glorie, von Weltallshunger besessen, beherrschte die Nacht, und die Dämonen der Vernichtung zogen alle Register der Titanenorgel des entfesselten Sturmes, daß loderndes Astwerk, daß brennende Blätter gleich phantastischem, zum Himmel aufsprühendem Goldregen in die Unendlichkeit hinausjagten und doch wieder auf die Erde niederhageln mußten. Am Horizont zog ein Gewitter auf und es blitzte fernab und Donner wälzten sich dumpfaufheulend durch die sterbende Nacht. Schreie, die kein Ohr mehr enträtseln konnte, jagten einher. Ein Rudel Hunnen wollte sich dem Goten in den Weg werfen, wich aber dennoch vor ihm in die Dunkelheit aus. Dieser Gote konnte ja nur in den Tod reiten. Weshalb sollten sie ihr Blut daran wagen! Vielleicht erschlug ihn schon der brennende Wald. Baumwipfel, ganz in Feuer getaucht, hoben sich in die Lüfte, tanzten gleich riesigen Flammenballen um die eigene Achse, stiegen durch diese wirbelnde Bewegung höher empor, wirbelten weiter, ganze Wegstrecken vorauf, stürzten endlich in noch unversehrte Wälder nieder und steckten auch sie augenblicks in so gewaltige Lohe, daß sie weithin wie Fanale der Unterwelt aufflackerten.

Das heraufwallende Gewitter scheuchte den Tag wieder zurück und tiefe Schwärze bedeckte den Himmel, als Athiaulf in der Tiefe eines talversteckten Wäldchens ein Feuer erspähte, um dessen rotes Gezüngel eine Horde hunnischer Reiter lagerte. Er ritt näher und entdeckte, daß das gelbe Gezücht mit Pfeil und Bogen zur allgemeinen Belustigung auf eine an einen Baum gebundene und völlig von Stricken umwundene Gestalt schoß. Dieser Gefesselte konnte nur ein Gote sein. Dabei sprachen die Quälgeister einem Getränk zu, das stark berauschen mußte, denn hin und wieder taumelte einer, brach zusammen und blieb mit allem Gehabe des sinnlos Betrunkenen liegen.

Zornentbrannt gab Athiaulf seinem Rappen die Sporen, sprengte feuersprühend mitten unter die Hunnen, hieb die Fesseln durch, mit der die Gestalt an den Baum gebunden war, riß sie vor sich in den Sattel und jagte mit verhängtem Zügel davon. Das Herz wollte ihm versagen, als er in der völlig in eine Decke eingerollten und von Stricken und Riemen umwundenen Gestalt vor sich im Sattel Claudia di Boscoreale erkannte. Doch noch blieb ihm keine Zeit, sie zu befreien, denn die Hunnen hatten sich ihrerseits in der Mehrzahl gleichfalls in die Sättel geworfen und stoben mit wildem Geschrei und Pfeilgeschieße

hinter dem Flüchtigen her, und ihre leichten Pferde gewannen gegen Athiaulf überlasteten Rappen zusehends Raum.

In Athiaulfs Hirn rasten die Gedanken. Was sollte er beginnen? Claudia durfte nie wieder in die Hände dieser Bestien geraten! Nie und nie!

So zog er im rasenden Ritte den Dolch, schnitt die Fesseln entzwei, daß Claudia, die er als vorzügliche und kühne Reiterin kannte, sich selbst aus der Decke zu lösen und sich fest vor ihm in den Sattel zu setzen vermochte. So gewann der Rappe freieren Atem und jagte beschwingter dahin. Dennoch fiel zwischen den beiden Menschen kein Wort. Claudias langes, prachtvolles Haar wehte um des Goten Brust und Schultern, schmiegte sich zuweilen an seine Wangen. Er fühlte und sah, daß sie wie eine Elfenkönigin saß, daß sie beinahe schwebte — doch die schnellen und kleinen Steppenpferde der Hunnen gewannen dennoch weiter und immer weiter Raum. Sie waren gegen seinen Rappen ausgeruht und erfrischt, und wenn von ihnen eines oder das andere ausfiel und zurückblieb, so waren sie noch zahlreich genug, die Verfolgung bis zum sieghaften Ende durchzuhalten. Das Gewitter, das in ihrem Rücken einherrollte, trieb sie zu größter Kraftentfaltung, und die hunnischen Reiter schlugen mit ihren langen Peitschen unbarmherzig auf die Tiere ein. Es war ein Ritt um den Tod. Nur um den Tod, denn jede Gefangennahme mußte für Claudia di Boscoreale schreckliche Stunden bringen, die nur mit einem Tod in Schmach und Schande enden konnten.

Plötzlich riß sich ein Engpaß auf, den hohe Felsenwände zu beiden Flanken schlossen. Von den bewaldeten Höhen war ein Baumriese herabgestürzt und sperrte mit seinem gewaltigen Stamme und mit dem riesigen Astwerke den ganzen Paß.

Athiaulf erschrak bis ins Mark. Doch schon im nächsten Atemzuge drückte er Claudia in jähem Entschlusse die Zügel in die Hand, gab dem Rappen die Sporen, glitt aber im gleichen Herzschlage selbst aus dem Sattel, daß der Rappe über der plötzlichen Entlastung wie ein Federball emporschnellte und durch eine Lichtung in dem Geäst in die Freiheit entrann. Wohl wollte Claudia den kühnen Springer sogleich zügeln, denn ohne ihren Befreier konnte sie doch nicht weiter reiten, aber der Rappe gehorchte ihr nicht, als steckte der Geist und der Wille seines Herren in ihm. Er jagte nur weiter und weiter. Obwohl sie sich

immer wieder und immer wieder erneut bemühte und obgleich sie sonst jedem Reittiere ihren Willen aufzwingen konnte und viele Male auch aufzwang, über den Renner Athiaulfs gewann sie keine Macht. Er schien von seinem Herrn aus der Ferne gelenkt zu werden. So ließ sie ihm, in tiefe Bitternis getaucht, freien Lauf und hing schweren und leidvollen Gedanken nach. Sie nahm nicht einmal mehr wahr, daß ihr nicht ein Hunnenreiter folgte. Auch das Gewitter war hinter ihr geblieben und der Morgen flammte in herzberauschender Lohe herauf. Die Vögel sangen und jauchzten aus glückseliger Brust, und die Luft strömte voll balsamischer Kühle. Betäubende Düfte fluteten über den Pfad, und wohin das Auge sich wandte herrschte tiefster Friede, als gäbe es nicht Zank und Streit, nicht Haß und Verrat auf der Welt.

Wo mochte der Gote Athiaulf sein?

Ihr Herz schlug zum Zerspringen, ihr Hirn brannte wie Feuer. Wie oft war sie schon mit ihm zusammengestoßen! Ihr Vater, ein rasender Gegner der Goten, hatte Leib und Leben verloren, als er diesen Athiaulf, der damals Seegraf von Neapel war, in einer Nacht des Aufruhrs gebunden in die Wasser des Golfes werfen ließ. Sie, seine eigene Tochter, verachtete diese Handlungsweise so sehr, daß sie selber in die Fluten hinausschwamm, tauchte und den schönen und strahlenden Athiaulf von seinen Fesseln befreite. Diese Tat hatte den Goten an jenem Morgen Neapel und den blauen Golf wiedergeschenkt, weil der Neapolitaner vor Begeisterung für Claudia di Boscoreale vergaß, daß er sich in dieser Nacht eigentlich der Herrschaft der Goten entledigen wollte. Wohl hatte sie den Dank des Seegrafen zurückgewiesen, und, eine echte Römerin, nicht um Leben und Freiheit des Vaters gebeten, als dieser, als Anstifter des niedergeschlagenen Aufruhrs, enthauptet wurde. Der Seegraf selbst hatte damals schwer krank am Fieber gelegen und später nur die vollendete Tatsache erfahren. Wenn er auch persönlich nicht die Schuld trug — so stand doch der tote Vater zwischen ihr und ihm, der nicht einmal wußte, daß es Claudia di Boscoreale war, die er einige Monate zuvor, als Orkan und Seebeben mit wilder Gewalt über den Golf rasten, vor dem Kap Posilipo dem sicheren Tode in den Wogen entriß. So sonnig war dieser Gote Athiaulf, daß er unbekümmert in die rasende See sprang und hinausschwamm, ein mit den Wogen ringendes und von den Italikern längst verloren gegebenes



Mädchen zu bergen, dessen Vater noch dazu der wildeste Gegner der Goten war. Und dann hatte er weder nach Namen und Art gefragt, noch irgendwann sich an diese nicht mehr kühne, sondern vermessene Tat erinnern wollen. — Und wieder hatten sie die Brüder mit in den großen Streit zwischen Goten und Italikern gerissen. Tote beider Völker bedeckten die Erde. Doch als sie einmal selbst in einen Sturm zornentbrannter Goten geriet, riß Athiaulf, der eben auf dem Kampfplatze erschien, Claudia di Boscoreale wieder heraus und brachte sie in Sicherheit. Sie aber, von den Brüdern grausam beherrscht, mußte immer wieder dabei sein, wenn man dem Goten Athiaulf sich entgegenwarf, der mit den Seinen, von zehnfacher Übermacht bedrängt, in einer Haltung, die unvergeßlich und herrlich sich selbst seinen Feinden einprägte, sich nach Norden zurückzog. In einer Nacht hatte sie den Todesstreich, der schon auf ihn niedersauste, abzulenken verstanden, dadurch aber ihres älteren Bruders und einige Atemzüge später aller ihrer Brüder Untergang verschuldet.

Schwer, erdballschwer lastete das Grauen dieser Nacht auf ihrer Seele, die nie mehr licht werden konnte. Mehr als einmal hatte sie schon einen hunnischen Pfeil auf die Bogensehne gelegt und scharf auf den Goten Athiaulf gezielt — doch abziehen konnte sie nicht. Hielten die toten Brüder in einer höheren Erkenntnis selbst ihre Hand zurück? Sie wußte es nicht. Gern hätte sie die Waffe gegen die eigne Brust gerichtet, aber dazu fand sie nicht die Kraft.

Da stieß sie auf eine Schar byzantinischer Reiter, die Orlando di Stia, ein florentinischer Edelmann, gegen die Goten führte. Diesem Orlando di Stia hatte man sie schon in früher Mädchenzeit als Braut versprochen, aber die jahrzehntelangen Kämpfe mit den Goten, die nach dem Tode des großen Theoderich aufflammten, hatten jede Verbindung unterbrochen. Für Orlando di Stia hatte Claudia di Boscoreale wohl noch den Reiz einer vollerblühten und schönen Frau, aber diese schöne Frau besaß ja nichts mehr als sich selbst. Der Besitz der Boscoreale lag in Schutt und Asche, das Geschlecht war bis auf Claudia selbst ins Grab gesunken.

So wahrte Orlando di Stia wohl den äußeren Glanz der für ihn wie auch für Claudia längst erloschenen Brautschaft, schon aus Eifersucht, weil er die Schöne vom leuchtenden Golf, der sich zu Füßen des Feuerberges breitete, keinem anderen gönnte; doch er fühlte bald, daß Claudias Herz, daß Claudias ganzes Sinnen einen anderen Weg ging. Hing sie mit keiner Faser mehr am Irdischen? Hatte das Leben für sie jeden Reiz verloren?

In einer Nacht lauerte man den Goten, die ihre Versprengten sammelten, am Rande eines Talkessels auf, in den man sie dann werfen und austilgen wollte. Doch die Goten unter Athiaulf waren schneller. Sie jagten die Byzantiner in den Höllenkessel und schlossen sie ihrerseits ein. Die Byzantiner besaßen nichts an Lebensmitteln, kein Wasser für die Rosse, und die Tage gingen dahin. Wie ein riesiger Flammenball rollte die Sonne über den tiefblauen Himmel und tauchte den Kessel in brodelnde Glut, daß Rosse und Reiter vor Durst fast verschmachteten. In den Nächten jedoch hauchten die Felsen grimmige Kälte aus, und die Eingeschlossenen rannten, soweit es ihre Kräfte noch erlaubten, zähneklappernd im Kreise umher. Ein Ausfallsversuch hatte nur Tote und Tote gekostet, deren Leichen man in den Felsen nicht bestatten konnte, deren Verwesung aber die Luft bis zur Unerträglichkeit verpestete.

Ergrimmt über diesen Fehlschlag fielen die Byzantiner, in der Mehrzahl Hunnen und Perser, wie die Rasenden über Orlando di Stia her, schlugen ihn und Claudia zusammen und zwangen ihn, sich den Goten auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Athiaulf, der soeben erst wieder mit frischen Streitkräften zu den Belagerern gestoßen war, befahl, daß man sämtliche Waffen am Ausgange des Kessels abzuliefern habe und ritt dann selbst mit nur wenigen Getreuen, von Fackelträgern begleitet, in den Kessel des Jammers. Schon wollte er vor dem in blutigem Verbande liegenden Florentiner die Waffe senken, doch er hielt mitten in dieser Bewegung inne.

„Orlando di Stia!" sagte er. „Es ist das zweite Mal, daß Du mir Dein gegebenes Wort gebrochen hast, nicht mehr gegen mich zu reiten! Als Du nach dem ersten Wortbruche in meine Hände fielst, ließ ich Dich frei, weil ich nur das aus allem Unrat der Völker zusammengefegte byzantinische Gezücht, das von Grausamkeit starrt, hasse und nicht die Italiker. Doch versprach ich Dir, ein zweites Mal nicht mehr so nachsichtig zu sein! Doch heute bist Du ein wunder Mann und an einem wunden Manne vergreift sich kein Gote!" Sein Blick fiel auf Claudia, deren Gesicht man mit einem Tuch bedeckt hatte. „Hier liegt ein wundes Weib! Hat ein Gote sie verletzt?"

Orlando di Stia schüttelte den Kopf.

Byzanz also! Ich habe gehört, daß Justinian, sein giftmischender und todfeiger Kaiser, zweitausend Gefangenen die Augen ausstechen ließ! Das begreift kein Gote! Menschen blutüberronnen in die ewige Nacht zu werfen, in das Nichts zu jagen und noch nicht einmal sich ihrer Wunden anzunehmen, ist für Goten unfaßbar! — Wenn sie mit Dir reitet, wird sie Dir irgendwie verbunden sein! Mein Wundenmeister soll sich um ihre Heilung bemühen!"

Ein byzantinischer Reitersknecht zog mit der dienstbeflissenen Haltung eines Frauenhändlers, ohne daß ihn Athiaulf oder auch nur Orlando di Stia aufgefordert hätte, mit triumphierendem Grinsen das Tuch von Claudias Gesicht, daß der flackernde Schein der Fackeln über ihre Züge rollte — und die Augen des Goten und der Römerin begegneten sich für eines Atemzuges Spanne.

Athiaulf senkte ehrerbietig die Waffe.

„Reitet in die Freiheit!" rief er. „Reitet, sobald mein Wundenmeister es Euch erlauben kann! Ihr sollt Speise und Trank empfangen und

eure Toten bestatten können! Ich verlange nicht mehr, daß Du mir Dein Wort gibst, Orlando di Stia, denn Du brächest es gelassen auch ein drittes Mal! Man kann nicht mit Byzanz sich verbünden und dabei ein edler Streiter bleiben! Ich könnte dieses Gezücht, das Dich zu Schanden hieb, töten lassen, sie hätten es tausendfach verdient — doch ihr habt sie gegen uns ins Land gerufen. Seid glücklich mit ihnen!"

Er wandte sich und ritt, gefolgt von den Seinen, davon.

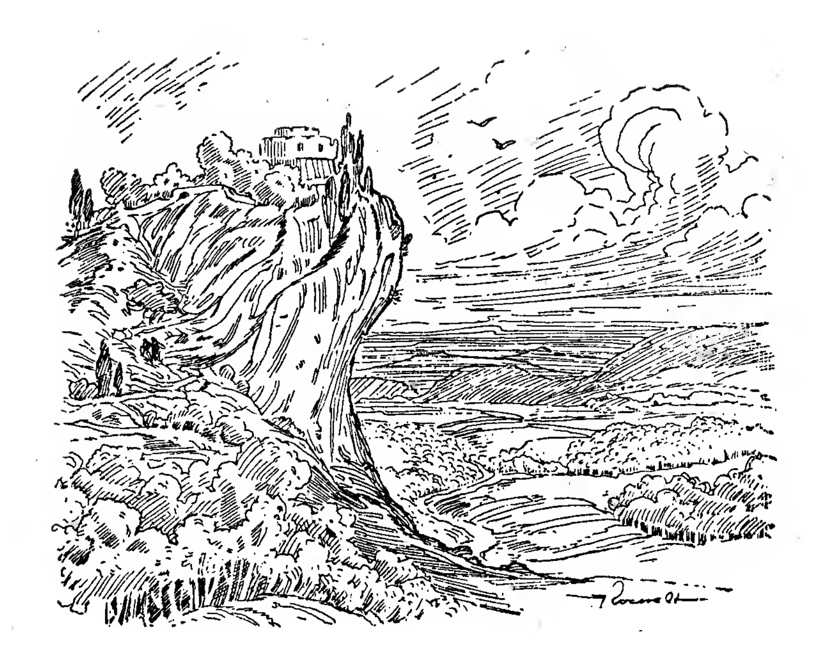
Claudia erwartete nicht, daß er sich noch einmal nach ihr umsehen sollte, und doch wünschte sie es, denn sie hätte ihn dann verachten und sein Andenken fortwerfen können. Doch der Gote wandte sich nicht mehr zurück.

Bald darauf erschien der Wundenmeister der Goten mit einigen Gehilfen und mühte sich zuvörderst um Claudia, dann um Orlando di Stia. Vor dem Eingange zum Höllenkessel wurden Körbe mit Speisen und Gefäße mit Getränken niedergestellt und auch Atzung für die Pferde gebracht.

Mit dem Morgen des dritten Tages brach Orlando di Stia mit Claudia und den Byzantinern auf und ritt unbehelligt durch das mächtige Gotenlager in die Freiheit. Niemand kümmerte sich um sie, niemand sah ihnen nach. Und obwohl Athiaulf vor seinem, auf beherrschendem Hügel errichteten Zelte stand und, die Augen mit der Hand überschattend, in den goldfunkelnden Morgen spähte, obwohl er den lauten Aufbruch hören mußte, weil die Pferde vor allem so hell in den Morgen hineinwieherten, wandte er sich nicht um. Der Gedanke an Claudia di Boscoreale hätte ihm den Todesweg, den zu reiten er sich gewiß war, mit einer in tiefstem Schmerz getauchten Schönheit überstrahlen können — doch nun sie sich zu Orlando di Stia hatte zu finden vermocht, war alles dahin.

Monde zogen ins Land. Seit Wochen und Wochen ruhte der Streit vollkommen, und auch die versprengten Parteigänger Byzanz hatten von dem großen und endgültigen Frieden zwischen König Totila und den Italikern gehört. Der „sonnige Totila" hielt Italien fest in seiner milden, so freigebigen Hand. Die Goten atmeten wieder tief und voll und alles war in Glanz getaucht. — — —

Wieder beging ein römischer Grandi auf seinem Besitze in der Nähe von Sepolero, dort wo die beiden weltbewegenden Flüsse Arno und



Tiber im etruskischen Apennin sich in ihren Oberläufen beinahe berühren, ein Fest, das der Wiedergewinnung Italiens durch König Totila galt. Totila selbst war zugegen und mit ihm alle Großen des Reiches. Nur Athiaulf, der seinen Sitz am Trasimenischen See hatte, ließ auf sich warten. König Totila, ein wenig beunruhigt über das Ausbleiben des strahlendsten seiner Großen, bat den Gastgeber, den Fürsten Incoronata, noch eine Zeitspanne zu warten, denn Athiaulf sollte dabei sein, wenn ihm die schönste Frau Italiens die uralte Heldenkrone Toskanas, die der Fürst verwahrt hielt, auf das Haupt setzen und ihm in wunderbarem Kelche den ältesten Wein Italiens, sich dann erst in ihrer Pracht entschleiernd, darreichen würde. Athiaulf sollte, als der Nächste aus diesem Kelche trinken, um damit ganz Italien zu zeigen, wie sehr, wie hoch dieser so anspruchslose Streiter von seinem Könige geliebt und geehrt wurde.

Obwohl Fürst Incoronata, ein Meister der Improvisation, immer wieder die Möglichkeit fand, einen aus dem Stegreif geholten Festakt einzuschalten, mußte aber auch seine Erfindergabe einmal versagen,

und er erklärte König Totila beinahe schroff, daß er nun nicht mehr länger warten könne, weil sonst die Cesarenblume des Weines versagen müßte.

Da gab Totila, ein wenig erstaunt, aber auch voller Verständnis für die innere Erregung seines Gastgebers und der Italiker unter den Anwesenden, seine Einwilligung zur Krönung des Festes.

Auf ein Zeichen des Fürsten begannen Trompeten und Fanfaren in großer Glorie zu schmettern, und der ganze Saal füllte sich bis zum Bersten mit Gästen. König Totila war erschrocken, aber auch erfreut über die vielen Italiker, die plötzlich den Raum so überschwemmten, daß er mit seinen Gotengrafen völlig von ihnen umschlossen wurde.

Die Mitte des Saales nahm ein breites, hohes Podest ein, das mit Purpurteppichen und mit Goldbrokat überbauscht war. Ein tiefroter, schwerer Vorhang schloß den Hintergrund. Jungfrauen, als Genien gekleidet, standen bereit, den Vorhang zu öffnen, sobald sie den Tritt der Schönsten aller Frauen wahrnehmen würden, die als Göttin des Ruhmes und der Herrlichkeit erscheinen sollte, König Totila die uralte Heldenkrone auf das Haupt zu setzen.

Fahnen und Banner wallten. Barone aus alten Geschlechtern des Landes säumten mit feierlich gezogenen Waffen das Podest, das nach nervenerregendem Jubel der Trompeten und Fanfaren, der Hörner und Pauken, König Totila endlich, gefolgt von dem Fürsten Incoronata, betrat.

Ungeheure Begeisterung raste durch den Saal.

Auf halber Höhe der Treppe stehend, winkte der Fürst den Instrumenten zu schweigen, aber Harfentöne begleiteten die stolze Rede, die er jetzt begann.

„König Totila! König der Goten! Cäsar der Italiker!"

Wieder raste Beifall durch den Saal, und auf allen Gesichtern lohte Feuer.

„Goten und Italiker! Eine große Zeit ist angebrochen! Jahre blutiger, sinnloser Kämpfe sind überwunden. Die Schlachten, die über Italien tobten, waren nicht unser Teil. Byzanz zwang sie uns auf! Byzanz wollte Westrom erobern und unterjochen! Die Kolonie streckte die Hände aus, das Mutterland zu erobern und zu barbarisieren! Doch Byzanz, das angeblich an Land stieg, uns zu befreien, brachte nur Blutknechtschaft und wahnsinnige Steuerbedrückung. Uns Italikern

wurde jeder Atemzug von byzantinischen Steuerschergen bewacht und zugeteilt. Nichts mehr für uns — aber alles für Byzanz! So hieß die Losung.

Da erstand den herrlichen Goten in König Totila endlich der große, gewaltige Held, der ganz Italien freikämpfte, den Italikern wieder die goldene Freiheit und seinen Goten wieder die wohlverdiente Heimat gab!" — Er war erregt bis zum Zusammenbrechen. — „Und als König Totila", fuhr er weiter fort, „als Cäsar Totila am Gestade des blauen Südmeeres stand und Italien wieder fest in milder Hand hielt, wußten wir: Jetzt bricht das goldene Zeitalter an!" — Sein Atem stürmte, er bebte in allen Fasern. — „Nicht einer von uns sah sich in seinen Erwartungen getäuscht! Die Steuerschraube schnellte zurück. Alles für uns! heißt jetzt die Losung. Und nur ein winziger Bruchteil dem Staate! Strahlend steht das Volk der Goten unter uns, und gleich einer Sonne herrscht König Totila über Italien!"

Abermals bebte und schwankte der Saal unter den tosenden Beifallsschreien der Italiker, denen auch die Goten, wenn auch einen Schlag ernster und gefaßter, sich anschlossen.

„Italiker! Erschüttert von den fürchterlichen Blutopfern, die die herrlichen Goten für unsere Freiheit brachten", begann der Fürst erregt zu schreien, „sannen wir hier zwischen Florenz, Urbino und Arezzo, dem Cäsar, unserem Cäsar, eine Ehrung zu unterbreiten, und ihn zu bitten, diese Ehrung, die eigentlich nur uns ehren kann, denn wo gäbe es irgendetwas, das den Cäsar, der hoch über allem steht, ehren könnte?! Und so kamen wir auf den Gedanken, den Cäsar zu bitten, sich die alte Heldenkrone Toskanas durch die schönste Frau Italiens auf das Haupt setzen zu lassen. Und wir haben den großen Cäsar weiter gebeten, vom ältesten Weine Italiens, von dem seit Cäsar und Augustus keiner mehr einen Tropfen genossen, trinken zu wollen. Und — jubelt Italiker! — der Große Gotencäsar sagte zu!"

Die Italiker rasten vor Beifall.

Nun begannen auf einen Wink des Fürsten die Instrumente erneut zu schmettern, um bald in ein erwartungsvolles, tiefbeseligtes Piano, in ein bezauberndes Pianissimo abzusinken, und endlich rissen die als Genien gekleideten Jungfrauen den schweren Vorhang auf und eine hohe, ganz in himmelblau und gold gehüllte, leichtverschleierte Frauengestalt kam, wie es schien, von glanzübergossenen Höhen herab. In bei-

den Händen hielt sie eine blitzende, mit Juwelen übersäte Krone. In einigem Abstande folgte ihr eine zweite, fast ins Wesenlose getauchte Erscheinung, die auf goldenem Tablette einen verdeckten, absonderlich geformten Kelch trug.

Die Italiker brachen in tobsüchtigen Jubel aus, als König Totila, von dem Fürsten geleitet, sich vor der schönen Italikerin verneigte, die Krone in Empfang zu nehmen, sie sich auf das Haupt zu setzen oder setzen zu lassen, wies er stolz zurück.

Da wandte sich die hohe Frauengestalt und ließ sich den schweren, leuchtenden Kelch reichen.

„Cäsar!" rief der Fürst, der eben eine bittere Enttäuschung überwunden zu haben schien. „Du hast, wie nur ein Gote es vermag, in herrlicher Bescheidenheit die alte Krone zurückgewiesen! Wir aber bitten Dich, verschmähe nicht auch noch den Wein, von dem seit des großen Augustus Tagen niemand mehr getrunken hat! — Weihe den uralten Kelch mit Deinen roten Lippen, Claudia di Boscoreale!"

Ehe aber Claudia den Kelch an die Lippen setzen konnte, rief die mächtige Stimme eines Goten hell und strahlend über den allesbetäubenden Jubel der Italiker hinweg:

„Da ist Athiaulf, König! Soeben tritt er in den Saal!"

Dieser Ruf durchzuckte Claudia, die eben den Schleier zurückgeschlagen hatte, wie ein Blitzstrahl. Jähe Glut färbte ihre Wangen und mit einer stolzen Bewegung ließ sie den Kelch fallen, daß der so kostbare Wein sich über den Teppich ergoß.

„Claudia di Boscoreale bricht die Treue nicht! Nie hätte ich König Totila die mit vergifteten Nadeln gespickte Krone gereicht, und wenn Athiaulf nicht eben in den Saal getreten wäre, den Kelch mit dem vergifteten Weine — ich hätte ihn selbst bis auf die Neige geleert! Ich wußte nichts von dem allen, aber die Erregung des Fürsten Incoronata und das auffällige Benehmen der Notabeln schrien mir die furchtbare Erkenntnis ins Herz!"

Ungeheuerer Aufruhr tobte durch den Saal. Die bleichen Mienen der Notabeln, der Dolch, den Fürst Incoronata gegen Claudia zückte und nur von Athiaulf, der mit Windeseile das Podest erstiegen hatte, zurückgerissen wurde, redeten eine zu deutliche Sprache.

Doch bevor eine Waffe sich in das Herz eines anderen senken konnte, schrie König Totila in den Saal:

„Goten und Italiker!! Die Waffen nieder!! Ich will nicht, daß Blut vergossen wird, wo eben noch Blutvergießen ohne Ausmaß verhindert werden konnte! I c h l e b e ! Und die Macht, die mich bewahrt hat, will auch nicht, daß ihr verbluten sollt! — Fürst Incoronata! Was stehst Du bleich und zitternd da?! Dein Anschlag ist mißlungen — ich will ihn, ich habe ihn vergessen! — Ihr rottet Gotenart nicht aus — und wenn wir auch einmal samt und sonders untergegangen sein sollten — unsere Zeit weicht nicht aus dem Blute der Italiker! — Ich will jedes Gesicht vergessen, das ich hier in diesem Saale sah! Ich will vergessen, daß ihr mir wie Besessene zugejubelt habt — aber ich will behalten, was ich nie vergaß, daß hier die Goten stehen und dort die Italiker, und ich will zu keinem schlechter sein als zu dem anderen! — Italiker! Räumt diesen Saal und begebt euch nach Hause! Morgen werdet ihr anders denken! Ich wünsche euch allen einen guten, friedlichen Weg!" — Er wandte sich an Claudia, die noch immer regungslos, mit untergegangenen Augen stand. „Dich sah ich noch nie! Doch aus Deiner Haltung, aus dem Schritte, mit dem Du kamst, erkannte ich, daß Du einen Weg zu gehen gezwungen wurdest, den voll auszumessen nicht in Deiner Absicht lag! Ich hätte nicht aus dem Kelche getrunken! — Doch eines weiß ich: Wenn die Italiker jetzt auch zornergrimmt oder schamgefoltert ihre Wege gehen — Du kannst dies nicht mehr! Und da Du von der Treue gesprochen hast: Die Treue ist bei den Goten! Reite mit Athiaulf! Er wird Dich makellos schützen — und — müßte es sein — auch vor sich selbst!"

„Ich weiß es, König! Besäße er sonst Dein volles Herz und Dein volles Vertrauen?"

„Kanntest Du Athiaulf? Dein Geschlecht saß um den Golf von Neapel! Auch ich war dort einmal Seegraf!"

„Ich war noch nicht ganz zum Mädchen erwacht, als der Seegraf Athiaulf mich während eines gewaltigen Seebebens vor dem Kapo Posilipo dem sicheren Tode in den Wogen des Golfes entriß!"

„Daß aber sie mich später aus denselben Wogen befreite, das will sie vergessen haben!"

„Ich dachte immer, Du wüßtest dies nicht!"

„Hätte ich dann der Seegraf sein können?"

„Wenn wir uns drüben wiedersehen und uns mehr Zeit bleibt, als auf dieser Erde, Athiaulf", rief Totila, „dann fordere ich Rechenschaft von Dir über Claudia di Boscoreales Lebensweg!"

„Du wirst eine gotische Antwort erhalten, König — wie es auch sei!" — — —

König Totila verließ mit seinem Gefolge das Schloß des Fürsten Incoronata. Nicht ein Gote blieb zurück, und der Fürst behielt seine volle Freiheit.

Auch Athiaulf schlug den Weg gegen Süden ein. Zu seiner Rechten ritt Claudia, und hinter ihnen hielten sich einige gotische Reiter.

Hell und klar war die Nacht. Die Sterne funkelten am traumhaft blauen Himmel, der Wagen des alten Gottes leuchtete groß und gewaltig, und alle die alten Sternbilder, die die Goten von den weiten Steppen kannten, als das Reich der Ostgoten bis zum Ural reichte, die Sterne, die ihnen auf der Halbinsel Krim geleuchtet, die in Byzanz und im Lande der längst verschollenen Hellenen am Himmel geblitzt — sie alle drängten sich dort draußen in der Unendlichkeit. In den Lüften segelte ein Raunen, ein Rauschen und Säuseln, so weltfremd, so heimlich und süß, wie Herzbluttropfenmusik. Und der Duft einer Welt von Blüten strömte und flutete und tauchte Sinne und Gedanken in ein Meer von sehnsuchtsvollem Weh. Zuweilen schwamm ein Lichtgeflocke vorüber wie ein Gedanke der Schönheit, des Liebesjubels oder unergründlich-tiefen Herzeleids.

Auch die Pferde schienen die Seligkeit dieser Nacht zu fühlen, leicht wie Silberwölklein am Himmel flogen sie dahin.

Doch Athiaulf und Claudia sprachen kein Wort. Lag es an der großen Minnenfeier dieser sich so lautlos verschwelgenden Welt, oder an dem Furchtbaren, das im Schlosse des Fürsten Incoronata soeben an allen nur um eines Haares Breite vorüberging?

Auch die anderen Reiter hielten sich schweigend.

Bald rauschte der Tiber zu ihrer Rechten, ein Wald von hohen Steineichen nahm sie auf. Dumpf und drohend murrte der Boden unter den Hufen. Dann bog der Pfad gegen Westen und eine steinerne Brücke führte über den rauschenden Fluß. Als hier die Hufe der Rosse in wildem, prasselndem Rhythmus auf die harten Steine schlugen und Funken sprühten, fühlten Mensch und Tier sich sichtlich erleichtert. Es klang wie große, unausschöpfbare Poesie, als wäre alles Bittere und Wilde nur ein böser Traum. Aber so rasch diese Erkenntnis in die Herzen gesprungen war, so jäh zerstob sie auch wieder, als der Tritt der Hufe plötzlich wieder vom Nichts verschlungen zu sein schien, und



ein finsterer Pinienwald die Reiter in seine gespenstische Welt zog. Todesschauer atmete dieser Wald, und Todesschauer lagen über den Reitern, die alle Sinne schärften, alle Gedanken anstrengten, ja das Pochen des eigenen Herzens unterdrücken wollten, damit es nicht den leisesten Laut zudecken sollte. Irgendwo rauschte ein geheimnisvoller Quell und ein Käuzchen rief. Zuweilen raschelte es wie Vogelflattern, oder irgendein Tier des Waldes huschte gespenstisch über den Weg. Waren alle diese Geräusche, diese verwirrenden Bilder geschaffen, die Sinne einzulullen? Aus den Baumstämmen quollen auf einmal Gesichter, traten Gestalten, wurden Schwerter geschwungen. Gellten nicht blutdürstige Schreie auf? Schreie besessen von Wut und von Gier nach Rache. Und doch war alles nur Täuschung der Sinne, denn es geschah nichts und nichts. Nur die Wipfel der Pinien neigten sich leidschwer, richteten sich wie lauschend auf und neigten sich wieder. In ewigem Gleichmute schien dies alles zu geschehen und war doch so erschütternd und menschenherzwund, eingebettet in ein fast unhörbares Ewigkeitssäuseln, das feierlich-einsam an der großen Öde des Weltraumes wob.

Endlich wurde es heller zwischen den Stämmen. Zur Linken glomm diese werdende Helle in nach Purpur tastendem Golde. Der Tag blitzte herauf. Und als wäre der dunkle Pinienwald nur ein Traum der Nacht, ein Alb, so blieb er auf einen Schlag zurück, und der Ritt ging durch eine Welt von Gold und Glut und Glanz.

Claudia und Athiaulf sahen sich zum ersten Male seit der furchtbaren Stunde im Schlosse Incoronata in die Augen.

„Was steht in Deinen Gedanken, Claudia di Boscoreale?" frug Athiaulf.

„Ich hätte gerne gesehen, daß sie uns in jenem Pinienwalde auflauerten und uns mit wildem Geschrei überfielen!" entgegnete Claudia. „Besser, ich wäre in den Tod geritten! Es gibt kein Leben mehr! In dieser Nacht bin ich in mir selber gestorben!"

„So reitet das ewige Teil Claudia di Boscoreales neben mir!"

„Mich schaudert vor diesem ewigen Teil, Gote Athiaulf!"

„Es ist immer nur Großes, unbegreiflich Großes, davor uns schaudert!"

„Wie wird das alles enden, Athiaulf?"

Athiaulf deutete auf die wilde Purpurglorie, die im Osten heraufschwoll.

„Hier steigt sie in Glut empor, rollt majestätisch über die leuchtende Himmelskuppel und sinkt in Glut und Flammen, wie sie gekommen, im Westen wieder hinab. Kein Schatten liegt über ihr, wenn sie heraufsteigt, und kein Schatten befleckt sie, wenn sie im Westen versinkt! So sollte unser Leben sein!"

„Du vergißt die Sonnenfinsternisse, Athiaulf!"

„Die Sonnenfinsternisse sind nur unser Irrtum! Sie selbst verfinstert sich nicht!"

„Auch wir Menschen haben unsere Finsternisse, Gote!"

„Sieh! Dort blitzt schon der See von Trasimeno!"

„Was will ich dort, Gote?"

Athiaulf sah lange vor sich hin.

„Ruhe Dich erst aus, Claudia di Boscoreale! Dann, das weiß ich im Herzen, wirst Du beginnen, was eben eine Claudia beginnen muß! Doch vergiß nicht, daß König Totila drüben in der Ewigkeit von mir Rechenschaft fordern wird über Claudia di Boscoreales Lebensweg!"

„Ich weiß es! Er will einmal ‚Das Lied von der Treue' hören, und

dieses Lied soll einem Goten und einer Italikerin gelten! Zwei Menschen, die sich die Treue hielten, ohne einander mehr, oder vielleicht auch weniger zu sein!"

„Ja — das meint der ‚Sonnige Totila'!"

„Und wenn ich hierhin — oder dorthin reite?"

Athiaulf schwieg geraume Zeit. Endlich sagte er:

„Du hast freien Weg! Du weißt: Ich schaue Dir nicht nach! Aber — und dessen bin ich gewiß: Die Treue, von der Du gesprochen hast, die Treue, die kein Schwur zum Lebensgesetz erhoben hat, und die doch Dein Lebensgesetz ist, brichst Du nicht!"

Claudia warf stolz den Kopf zurück.

„Leb wohl, Gote!"

Athiaulf hob grüßend den Speer.

„Leb wohl, Claudia!"

Byzanz konnte nicht dulden, daß der „Sonnige Totila" Italien den dauernden Frieden brachte. Byzanz mußte das Weströmische Reich besitzen und ausbeuten können. Es ging Justinian, der ränkespinnend und Menschen opfernd am „Goldenen Horn", an der Pforte Asiens saß, durchaus nicht darum, Rom die Freiheit zu bringen, nein, das alte, wie ein leckes Schiff unaufhörlich sinkende Weströmische Reich sollte nur den Besitzer wechseln und aus dem immer noch gutmütigen Regiment der Ostgoten wieder unter den Bakel der byzantinischen Steuerbüttel geraten. Kaiser Justinianus brauchte Geld, Ströme von Gold. So schickte er abermals ein riesiges Heer unter Narses nach Italien gegen die Goten. Dieser Feldherr Narses, körperlich ein wenig verwachsen, war im Gegensatze zu dem Germanen Belisar, der die Nachfolgekönige des großen Theoderich des Reiches entledigt, in Totila aber seinen Meister gefunden hatte, ein kalter, hämischer Mensch. Ihn riß keine Leidenschaft hin, ihn bewegte kein Edelmut, ihn rührte keine menschliche Größe. Er genoß seine Siege wie raffiniert gewürzte Speisen. Wohl wußte er, daß man ihn wie seinen Vorgänger Belisar, zum Danke für gewonnene Schlachten und Kriege einmal in den tiefsten Kerker werfen und ihm vielleicht auch die Augen ausstechen würde, weil Kaiser Justinian diese Art Ehrung für große Taten besonders schätzte, aber er brauchte den Kitzel, nach Belieben Menschen, Tausende von Menschen in den Tod schicken und seinem Hasse gegen die Goten die Zügel schießen lassen zu können.

Diesem Narses, der wider alles Erwarten mit Hunnen und Perser und einem Gemisch von Völkern, deren Namen heute niemand mehr kennt, die Küste entlang marschierte und die Sümpfe mit Brücken und mitgeschleppten Dämmen überwand, ritt Athiaulf mit nur einem kleinen Gefolge entgegen, stieß aber schon südlich der Mündung des Savio auf sein Lager. Seinem Begehren, ihn zu Narses zu führen, wich der Feldherr Ostroms tagelang aus, weil er fürchtete, ermordet zu werden. Doch irgendeiner Laune gefügig, ließ er ihn in tiefer Nacht in sein Zelt kommen.

„Was treibt Dich zu mir?" empfing er den Goten.

„Was treibt Dich nach Italien?" entgegnete Athiaulf ohne Furcht, obwohl er fühlte, daß Dutzende haßerfüllter Augen jeder seiner Regungen, jede Muskel in seinem Gesichte beobachteten.

„Der Auftrag des Herrschers beider Römischer Reiche, des Kaisers Justinianus zu Byzanz!"

„Italien gehört uns Goten!" entgegnete Athiaulf. „Diese Wahrheit kannst Du mit dem langen Namen des Kaisers in Byzanz nicht hinwegwischen. König Totila hat die Wunden der blutigen Kriege ausheilen lassen. Das Volk der Italiker kennt keine Bedrückung mehr. Italiker und Goten leben frei und ohne Reibungen nebeneinander! Beide preisen diese glückliche Zeit!"

„Das kümmert mich nicht. Justinianus kann keine glückliche Zeit in Italien brauchen! Das Gotenreich muß in Schutt und Asche sinken, und wenn dabei ganz Italien untergehen sollte! Es sei denn, daß ihr Goten Italien freiwillig räumt!"

„Du vergißt, daß die Goten Männer und der ‚Sonnige Totila' unser König ist!"

„In Justinians Kerkern wird seine Sonne verlöschen!"

„Die Könige der Goten kennen nur den Sieg oder den Tod auf dem Schlachtfelde! In Kerkern enden sie nicht! Für einen Kaiser, der den Gefangenen zu Tausenden die Augen ausstechen läßt, würde kein Gote die Waffe tragen!"

„Vielleicht irrst Du Dich, Gote! Vielleicht entscheiden gerade Goten, die für Byzanz kämpfen, einmal das große Treffen!"

„Dann verdienen sie, wie jeder, der für Ostrom streitet, daß ihnen Justinian die Augen ausstechen läßt!"

„Also — meinst Du — auch mir!"

„Auch Dir, Narses, Nachfolger Belisars, dessen Augen so viel gotische Not geschaut haben!"

„Die Goten müssen die Erde räumen! Wir dulden sie nicht mehr!"

„Wo Byzanz als Sieger einzieht, ist das Leben ein Leichenfeld!"

„Du bist ohne Furcht, Gote!" schrie Narses, wider Willen erregt.

„Wir kämpfen seit Menschenaltern um eine Heimat!"

„Den Heimatlosen zermalmen jene, die eine Heimat haben, und wäre es mit einer ganzen Welt von Liebe!" rief Narses. „Auch Liebe kann zermalmen!"

Athiaulf sah ihn groß an.

„Dann", sagte er, „hättest Du nicht kommen brauchen!"

„Die Italiker beherrscht die Leidenschaft zu sehr! Sie finden jene — Liebe nicht!"

„Gut! — Ich sehe — du willst Blut!" erhob sich Athiaulf.

„Ja, Ich will Blut! Die Goten müssen die Erde räumen!"

„Auch Byzanz geht einmal unter!"

„Ich weiß es! Doch dieses Wissen kann mich nicht abhalten die Goten zu vernichten!"

„Leb wohl, Narses! Der größere Ruhm wird für immer bei den Goten sein!"

„Nehmt den größeren Ruhm — ich behalte den — Sieg!"

Stumm trat Athiaulf hinaus in die Nacht. Ihm war, als hätte er eben jene Villa zu Volsinii verlassen, als loderten wieder die Flammen der brennenden Gotenhöfe und spiegelten sich in den Fluten des geheimnisvoll leuchtenden Sees. Und er hatte wieder den bitteren Geschmack von Asche und kohligem Staub auf den Lippen. Als er aber den Blick zum erhabenen Gefunkel des Sternenhimmels erhob, erschienen ihm dessen Bilder fremd, fanatisch schräg gestellt, als hätte sie der furchtbare Ausbruch tobender Leidenschaften, die Italien seit Jahrzehnten immer und immer wieder verheerten, gewaltsam aus der Bahn geworfen oder in andere Zirkel gespannt. Wehe den Völkern, die ohne Heimat sind! Keine Scholle bleibt ihnen wahrhaft gastlich und treu, keine Sterne sind die ihren, keine Wälder rauschen in der Sprache ihrer Herzen und in keinem Halm und in keiner Blume webt ihre eigene Welt.

Im Zelte bei den Seinen angekommen, brach er sogleich auf. Ihn schauderte vor dem Leichengeruch, der Narses umschlich. In diesem

Byzantiner lebte und atmete nichts Menschliches mehr, vielleicht fehlte ihm die Seele oder das heiße, pochende Herz darin die Liebe zu allen Lebewesen brennt wie ein Schöpferfanal. —

Die Kunde, daß Narses mit einem ungeheueren Heere in Italien eingebrochen war und bereits die Sümpfe um Ravenna, die als unüberwindlich galten, hinter sich gelassen hatte, peitschte Stürme über Italien.

König Totila sammelte mit größter Eile seine gesamte Streitmacht und zog dem Byzantiner entgegen. Seine Siegesgewißheit kannte keine Grenzen. Narses konnte ihm Italien nicht mehr entreißen. Unweit des Trasimenischen Sees traf er auf Athiaulf, der ihm die um den Oberlauf des Tiber, des Arno, des Ombrone und ihrer Nebenflüsse ansässigen Goten zuführte. Athiaulf verschwieg, daß er bei Narses gewesen, denn noch heute raste sein stolzes Blut, wenn er jener Stunde gedachte, und Claudias Erklärung, daß auch der Mensch seine Sonnenfinsternisse hat, versengte ihm das Gehirn. Es pochte fürchterliche Wahrheit in ihm.

König Totila jedoch war sonniger als je. Seine Goten ergriff eine helle Siegestrunkenheit. Er dachte an eines jeden Einzigen Nöte und Sorgen, ohne dabei die große Linie zu vergessen, die dem Schicksal des Gotenreiches galt. So stellte er an Athiaulf auch die Frage nach Claudia di Boscoreale, und als er vernahm, daß sie damals noch am gleichen Tage ihres Weges geritten sei, ohne je wieder aufzutauchen oder von sich hören zu lassen, starrte er eine Weile vor sich hin. Endlich sagte er: „Sie wird dort sein, wo die Treue nach ihr verlangt!" —

Bei Taginä, an der Scheide zwischen dem Römischen und Etruskischen Apennin, trafen beide Heere aufeinander. Großartig entfaltete sich König Totila. Wie eine Sonne erhob er sich im Sattel und sprach zu seinen Goten. Er sagte ihnen, daß sie für das Gotenreich und für eine Heimat kämpften, während der Sinn der Truppen des Narses nur nach Gold und Beute stand. Hier streitet ein Volk um sein Lebensrecht, um die Sonne, die vom Schöpfer der Welten für alle Lebewesen geschaffen ist, dort regieren Haß und Gier, dort will Byzanz allein alle Schätze der Welt in seine Kammern heimsen.

„Wenn es Wahrheit ist, daß die Gerechtigkeit, daß Licht und Freiheit, daß die Seele, die freudebeschwingte, dem, der die Schicksale bestimmt, näher stehen, als Gier nach Gold und Besitz der Welt, als



kalte Berechnung, die Menschen opfert, um ein schändliches Ziel zu erreichen — dann, meine Goten, muß der Sieg unser sein!"

Dann eröffnete er die Schlacht, die er wie ein Gott regierte, und riß den Erfolg der Waffen an sich. Weit wichen die Byzantiner zurück, ihre Linien und Ordnungen lösten sich auf in hastige Flucht.

Aber Narses kannte die Macht des Goldes. Mit Gold kauft man Verrat und Niedertracht, und wo Gold winkt, fallen Sonnenfinsternisse in die Seelen der Menschen.

So schwenkte im gleichen Augenblicke, als König Totila den Sieg bereits in Händen hielt, ein Gotenführer mit den Seinen zu Narses über. Mitten aus der Faust, die den Sieg umklammert hatte, brachen die Finger und fielen ins Nichts. In diese klaffende Bresche jagte Narses, lange vorher berechnet, seine Kerntruppen. Er ließ seine Bogenschützen in langen Reihen aufmarschieren, daß sie den Tod in die Phalanx der Goten hagelten.

König Totila erkannte die furchtbare Gefahr. Athiaulf warf sich in die gefährliche Bresche und rollte die byzantinische Schlachtstellung

völlig auf — da traf ein Geschoß den König, den „Sonnigen Totila", in den Hals, daß er tot vom Renner stürzte. Ungeheure Verwirrung packte die Goten. Und das Entsetzen über den Tod des Helden, der den Sieg bereits erfochten hatte, das Grauen, erleben zu müssen, wie ein Gotenfürst mit seinem ganzen Heerbanne zu Narses übergehen konnte, lähmten die Streiter so erschütternd, daß sie jede Gegenwehr vergaßen, vielleicht sogar verachteten, und sich in Scharen niedermähen ließen, wie reife, wehrlose Frucht. Nur Athiaulf hielt mit den Seinen noch Stand, er deckte den Leichnam des Königs vor den byzantinischen Kerntruppen, die ihn um jeden Preis an sich reißen wollten, denn Narses brannte darauf, das Haupt des „Sonnigen Totila" als höchste Siegestrophäe nach Byzanz zu schicken und Justinianus zu Füßen legen zu lassen.

Vergeblich jedoch bemühte sich Athiaulf, den Gegner aufzuhalten und wieder zurückzuwerfen in seine Ausgangsfronten. Die Goten waren wie aller Sinne und aller Gedanken beraubt. Nicht einmal ein geordneter Rückzug war mehr möglich. Und Narses entfaltete sich immer mehr. Vermochte er Männer aus dem Boden zu stampfen? Gegen einen Goten tauchten zehn, zwanzig und mehr Byzantiner auf.

Sonnenfinsternis war über das Gotenreich gefallen.

So blieb Athiaulf nur die eine, letzte Aufgabe, den Leichnam des Königs zu decken, bis man ihn an einer Stelle, wo ihn die Feinde nicht finden und ausgraben konnten, bestattet hatte.

Finster und sturmgepeitscht war die Nacht. Der Himmel hing wie ein Bahrtuch, als sollte die ganze Welt unter ihm in die Erde gesenkt werden. Todes- und Schmerzensschreie zerrissen die Finsternis. Rosse wieherten wild und angstvoll, und in der Ferne grollte ein Gewitter. Immer wieder mußte Athiaulf Front machen und die Verfolger zurückwerfen, und damit sie ihn nicht etwa überflügeln und sich zwischen ihn und die Scharen schieben konnten, die den toten König mit sich führten, mußte er sich noch näher an die Flüchtigen drängen. Da brach auch noch der Himmel auf und hieb die Blitzgeißel mit wahnwitziger Wucht kreuz und quer unter die flüchtigen Goten. Zerschmetterte Baumriesen hagelten von den Hängen des Apennin, versperrten die Wege, erschlugen Rudel von Menschen und Tieren.

Unter den Kronen eines finsteren Waldes ließ Athiaulf seine Streiter verharren. Eine Wegstunde vorauf begruben die Goten ihren König,

den „Sonnigen Totila", der Italien in einem Siegeszuge bis an das blaue Südmeer wieder erobert und die Italiker uferlos glücklich gemacht hatte. Diese Totenfeier in großem Bogen zu decken, war Athiaulfs Ziel. Doch die Gegner drängten in breiter Front nach, versuchten den Wald mit Gewalt zu durchstoßen, um den Tiber zu gewinnen und gegen Rom reiten zu können.

Ob sie auch noch so grausig gelichtet wurde, die Phalanx der Goten unter Athiaulfs wankte nicht. Da schlug ein Bündel von Blitzen in den Wald, daß eine Reihe von uralten Bäumen auf einen Hieb von der Wurzel bis zum Wipfel in fanatischer Lohe standen. Abergläubisch wichen die Byzantiner vor den lodernden Stämmen zurück. Sofort ließ Athiaulf, der sich bereits besorgt nach einer besseren Verteidigungslinie umgesehen hatte, mit der lodernden Glut vom Blitze entzündeten Äste, den Wald von vielen Stellen in Brand stecken. So hielten die flammenden Riesenstämme, sich bald zu einer gewaltigen Feuerwand verdichtend, die Gegner ab und lohten zugleich als eine ungeheuere Todesfackel für den „Sonnigen Totila", den sie wohl eben in die Erde senkten und seine Stätte darauf so einebneten, daß sie niemand mehr zu finden vermochte. Aber die Feuersbrunst ließ sich bald nicht mehr regieren, sie griff hemmungslos um sich. Nur die Pfeile der Hunnen hagelten durch die furchtbare Lohe und fällten dennoch Streiter um Streiter.

Plötzlich jagte ein Reiter durch die Flammen und hielt vor Athiaulf, der sich eben einen hunnischen Pfeil aus der Schulter zog.

Claudia di Boscoreale.

Sie sprang atemlos vom Renner, stand schweigend neben dem Goten und wies nur durch die Flammenwand. Hunnenreiter preschten soeben mit wildem Gejohle heran, vermochten ihre Rosse vor dem brennenden Walde kaum zu zügeln und drohten mit wahnwitzigen Gebärden in den Glutenhain. Orlando di Stia hatte Claudia als eine glühende Verfechterin der Sache der Goten gebrandmarkt. Sie aber war den Verfolgern in rasendem Ritte entronnen, hatte unterwegs vernommen, daß Athiaulf den Leichnam des Königs beschirme, und als sie den brennenden Wald erspähte, sprengte sie, in dem Bewußtsein, ihr Ziel erreicht zu haben, ohne zu überlegen hinein.

„Athiaulf!" sagte sie nach langem Schweigen, das nur schaurig untermalt war vom Jammern der Verletzten und von gurgelnden Todes-

schreien, und ihre Stimme klang heiser vor innerer Not. „Du sollst König Totila, wenn er drüben seine Frage an Dich stellt, eine gotische Antwort geben können!"

„Sie wird dort sein, wo die Treue nach ihr verlangt, war das letzte Wort, das er vor der Schlacht an mich gerichtet hat! Ich aber wollte, Du wärest tausend Meilen fern!"

„Daß ich Dir die letzte Treue schuldig bleiben müßte?"

„Nein, Claudia! Daß Du nicht sehen solltest, wie —"

„Still, Athiaulf! Es ist nur so wie am leuchtenden Golf!"

„Ich verstehe Dich nicht, Claudia!"

„Damals konnten wir uns gegenseitig retten — heute will es das Schicksal nicht mehr!"

„Du hast recht! Heute ist es entschieden! — Und jetzt werden sie den toten König begraben und seine Stätte unauffindbar gemacht haben!"

Claudia stieß einen wilden Schrei aus.

„Dieser Pfeil sitzt mir — im — Herzen!"

„Claudia!!" fing sie der Gote in beiden Armen auf.

„Wie schön — das ist!" hauchte sie. „Zu wissen — daß man — in Treue — geht! Athiaulf! Du kannst — König Totila eine — gotische Antwort geben!"

„Und Du Deinem Vater im Sinne des alten Rom!"

Bogenschützen jagten Wolkenbrüche von Pfeilen in den lodernden Wald, bis auch Athiaulf, Claudias Leichnam in den Armen, tot zusammenbrach.

Und der brennende Wald wogte und sang. Lodernde Stämme stürzten von den Höhen und bauten einen Flammendom über die beiden Menschen, deren Leben ein einziges „Lied von der Treue" war.

